

X44 Dessau-Ziebigk, 31. December 1966  
Kupener Strasse 11

|  |              |
|--|--------------|
| Institut für Zeitgeschichte<br>AR. OHV   |              |
| Akz. 3793/67                             | D. A. 25 859 |
| Rep. <input checked="" type="checkbox"/> | Kat.         |

An das Institut für Zeitgeschichte München.

An das Institut richte ich nochmals eine Frage:  
 Kürzlich kam in hies. Zeitungen der Bericht: Im Gegensatz zu vielen Annah-  
 men hätten die Deutschen im zweiten Weltkrieg es nicht zustande gebracht,  
 eine Atombombe herzustellen, das sei erst den Amerikanern gelungen.  
 Hingegen stand in der Zeitschrift, „Die Auslese“: Es ist den Deutschen ge-  
 lungen, 2 Atombomben fertigzustellen, die in einem Lager auf einem Übungsplatz  
 in der Lüneburger Heide aufbewahrt waren. Zur Herstellung wurde, um Uran I  
 von Uran II zu trennen, das, „Schwere Wasser“ gebraucht, das in Rjukan in  
 Norwegen gewonnen wurde. Bevor aber weitere Atombomben fertig wurden, hätten  
 Engländer durch Bombenangriff Werk Rjukan vernichtet, so dass Herstellung  
 weiterer Atombomben in Deutschland unmöglich war. Deshalb hätte die Heeres-  
 leitung im Einverständnis mit dem „Führer“ auf Anwendung der beiden verhan-  
 denen Atombomben verzichtet. Was ist nun richtig?

2. Hier kommen oft Zeitungsberichte, dass sich an der Neisse östlich in der  
 Grenzecke gegen Cechoslowakei, wie auch im Walde östlich von Ledz je eine  
 grosse unterirdische Fabrikanlage befinden sollen. Die Nazis sollen alle  
 beim Bau beteiligt gewesen Menschen sowie alle, die beim Rückzug die  
 Anlagen unter Wasser gesetzt haben, erschossen haben. Die Polen seien darsin  
 gegangen, die Anlagen zu erforschen. Jedoch seien bei der Anlage an der  
 Neisse alle, die einzudringen versuchten, untkommen, bei der Anlage im Walde  
 bei Ledz die Taucher, die hineingegangen waren, so dass nur einige Gänge  
 bisher erforscht waren. Jedoch ist die Weitererforschung geplant. Man hat  
 aber nichts mehr bisher gehört. Auch die beim Bau der, „Wolfeschanze“ bei  
 Rastenburg beteiligten sollen alle getötet worden sein, die Ingenieure  
 dadurch, dass die SS in das Flugzeug, mit dem sie heimkehrten, eine Sprengbom-  
 be steckte. Auch sollen die SS-Männer, die bei der Flucht die Anlage auf  
 Befehl sprengten, erschossen worden sein.

3. Nach poln. Bericht sollen die Polen die an der Küste 1945 gesunkenen  
 Schiffe gehoben haben, bis auf „Wilhelm Gustloff“, obwohl es in nur 27 m  
 Tiefe liegt, weil darauf zu viele Todesopfer sind. Besser wäre es doch aber,  
 das Schiff zu heben, weil dadurch vieles geklärt werden kann.  
 4. Ich lege einen Bericht über meine Beobachtungen beim „Volkssturm“ bei.

Ergebenst  
Riedberg.

001 A-

|                             |      |
|-----------------------------|------|
| Institut für Zeitgeschichte |      |
| Eingeg. am: 14. JAN. 1967   |      |
| No                          | Reg. |

*liebe Frau Welle, Sie  
 machen das mir  
 psychologisch aus  
 mit Interesse  
 bei*

*B. 4  
 4  
 Lu 7  
 Lu*

Obwohl ich vor dem Kriege als „nicht für Feldheer tauglich“ geschrieben war, wurde ich bei Kriegsbeginn plötzlich „Einsatzfähigkeit“ geschrieben, und März 1940 erhielt ich einen Gestellungsbefehl. Nach der Untersuchung wurde ich, obwohl ein Arzt wegen meiner geringen Sehstärke mich für untauglich erklären wollte, nach längerer Debatte der Ärzte als letzter noch eingestellt mit der Verheißung, „Die Verhältnisse sind so, dass ich Sie einstellen muss, aber Sie werden ja nicht lange Soldat sein.“ Wir wurden nach Radomskow und dann nach Censtochau transportiert, wo ich einer Ausbildungskompanie zugeteilt wurde. Hierbei hatten wir Gelegenheit, die „Polnische Wirtschaft“ und die polnische Eigenart kennenzulernen. Wir beobachteten, dass Polen sehr sparsam sind. Sie nutzen alles Material bis zum Äußersten aus. Auf den meisten kleinen Bahnstationen sind keine Empfangsgebäude, keine Bahnsteige, höchstens eine Holzbude. In Censtochau war ein großes Bahnhofsgebäude, aber es gab keine Bahnsteige. Im Gebäude waren im Wartesaal die Fußbodenbretter stellenweise durchgebrochen, einige Bänke und Stühle durchgeessen, die Fenster lange Zeit nicht geputzt, so dass man nicht durchsehen konnte. Nur der Teil des Saales, der der Gastwirtschaft diente, war gut gehalten. Es gab sogar noch Schokolade zu kaufen. In der Stadt waren viele Häuser unvollendet, bei manchen war das Dach fertig, aber nur das untere Stockwerk bewohnbar, die andern hatten noch keine Fenster und Decken, und ausser fehlte noch der Verputz. Manche Häuser hatten oben erst ein Notdach, bei manchen war das Notdach im Innern über dem ersten Stockwerk oder dem Erdgeschoss, oben gar kein Dach, manche Häuser waren über das Erdgeschoss noch nicht weitergebaut. Manche Straßen waren lange nicht gekehrt worden, so dass die Vertiefung an den Bordsteilen mit Staub und Erde ausgefüllt war, worauf Gras wuchs, so dass die Straßen nur in der Mitte befahrbar waren und das Wasser nicht Abfluss hatte. Die deutsche Militärverwaltung liess die Straßen durch jüdische Arbeitskommandos freimachen, auch die Kasernenhöfe. So konnten wir den jüdischen Arbeitskommandoführer, der nach dem Kriege in Leipzig wegen „Vergehen gegen die Menschlichkeit“ verurteilt wurde, beobachten. Von den ihm zur Last gelegten Misshandlungen bekamen wir nichts zu sehen, nur dass er die Juden 12 Stunden arbeiten liess. Täglich kamen polnische Kinder in die Kaserne um Lebensmittel betteln, denen die Soldaten anfänglich manchmal etwas gaben, es wurde aber streng verboten, erlaubt wurde es nur, den Frauen, die Wäsche der Soldaten zum Waschen abholten, Brot zu geben. Diese zeigten einen gesegneten Appetit. Die Frauen wickelten das Brot in die schmutzige Wäsche. Von dem grausamen Vorgehen der deutschen Besatzung in Polen, von dem viel geschrieben wurde, beobachteten wir nichts. Es war den Soldaten sogar verboten, die Zivilbevölkerung zu misshandeln oder zu berauben. Wir mussten in Läden und Gaststätten wie in der Heimat bezahlen. Nach einem Monat kam ich in eine andre Kompanie und nach 2 Tagen des Daseins wurde ich zur Beobachtung ins Krakauer Lazarett kommandiert, von da kam ich in ein anderes nach Oben und von da nach weiteren 6 Wochen in eine Genesungsabteilung im Schlosse Lexenburg bei Wien, von wo aus ich als „arbeitsverwendungsfähig Heimat“ entlassen wurde (Ende Juni 1940). Mitte September 1941 wurde ich erneut einberufen als „arbeitsverwendungsfähig Heimat“, „zur bes. Verwendung“. Zum Krystallen fanden sich, mit wenigen Ausnahmen, wieder dieselben zusammen wie in Censtochau: wir sollten die Arbeit im Heeresverpflegungsamt, die Zusammenstellung der Transportzüge und deren Bewachung auf der Fahrt übernehmen und dadurch weitere Kräfte für die Front freimachen. Auf einem Transporte kamen wir noch einmal nach Polen, wo unser Zug eine Woche lang in Legionowestrecke (Warschau-Thorn) stehen blieb. Hier sahen wir in den Schwellen noch die Löcher von den Schienenschrauben, als die Bahn noch die breitere russische Spur hatte, woraus wir erkannten, dass die Schwellen, seit unsere Pioniere im ersten Weltkrieg die Bahn auf Normalspur umgebaut hatten, nicht erneuert worden waren. Die Polen in den Häusern waren alle mit gepacktem Koffer zur Abreise bereit und sagten mir weisz, wie lange wir noch hier sind, ob es nach Osten oder Westen, Möbel und Wohnraum finden wir überall fertig vor, das braucht man bloss sich anzusehen.

Was Brauer betrifft, so machten wir dieselbe Beobachtung, wie in Genstochau. Hierbei sei noch erinnert, dass die uns ausführenden Vorgesetzten uns zeigten, dass auf vielen Häden Bodenbesitzer mit deutschen Namen Inschriften zeigten, endlich auch, dass der Rathausplatz, „Stary Rynek“ hieß, was aus „Ring“ entstanden ist und auf deutsche Grundung hinweist, da in rein polnisch gegründeten Städten der Rathausplatz, „Masty“ heißt. Die Straßen in der Gegend von Legionowo waren oft plötzlich zu Ende und gingen in unbefestigte Landwege über. Nach einer Woche, gerade am Himmel-fahrtstage, ging die Fahrt weiter nach Malekinia, wo wir abgelöst und zurück-kommandiert wurden. Auf der Rückreise sahen wir noch einmal Genstochau und Krakau. Im Juni wurde unsere Kompanie nach Górlitz verlegt, von wo die Liegnitzer den Antrag auf Verlegung stellten, dem angeblich stattgegeben wurde. Ich aber wurde von Liegnitz sofort dem 4. Kommando Vorderheide im dortigen Treibstofflager zugeteilt, wohin wir im Vorjahre schon einmal einige Tage abkommandiert gewesen waren. Im Oktober kam ich nochmals zur Untersuchung und zwar in ein Lazarett nach Breslau, von hier nochmals nach Vorderheide, nach einigen Tagen über Liegnitz wieder nach Górlitz und von hier nach Danzig in Kasernen. Von hier wurden Besichtigungsreisen unternommen. In einer derselben, nach Gdingen, konnte ich teilnehmen. Dann wurde ich nach Liegnitz zurückkommandiert, weil den Danziger Offizieren die schwere Entladearbeit im Hafen für uns nicht ausführbar schien. In Liegnitz kam ich wieder in die „I. Kompanie“, die die Arbeit meiner einstigen Kompanie übernommen hatte. Hier arbeiteten wir wieder, wie zu Anfang im Heeresverpflegungsamt. Doch binnen kurzem wurde ich der „Heeresentlassungsstelle 2 a“ in der Raubstummensanstalt zugeteilt, erhielt einen Bauerurlaubsschein und wurde im Januar aus dem Heere als „militäruntauglich“ entlassen. Das hing mit der Umgruppierung des Heeres zusammen, weil alle „DK-Gestellten“ (soweit sie nicht Parteifunktionäre waren) eingezogen wurden, um die Front zu verstärken, während die beim Militär stehenden „Frontuntauglichen“ entlassen werden sollten, um die Lücken in Zivilberufen zu schließen. Auch sollte ich einige Besichtigungsreisen in die „heimgeholten Grenzlandgebiete“ unternehmen und eine Mittelschul-lehrerstelle in Freiensalde in Danzera übernehmen. Zur Zeit der „Badoglio“-Affäre war ich gerade in Schlattstadt (Leass). Die Klassen waren ganz aufgeregt, viele weinten und schrienen: „Ach wir armen Elsässer, was wir schon durchgemacht, was werden wir jetzt wieder noch ertragen müssen, was wird mit unserer schönen Heimat, mit unseren schönen Elsass noch geschehen?“ Am Tage vor der Zerückung hatte ich München noch einmal gesehen, in der Nacht darauf in Parkenkirchen erfuhr ich vom Bombenangriff und in Ulm erfuhr ich bei Fliegeralarm den Angriff auf Stuttgart. Sonderbarerweise bemerkte man tags darauf auf der Rückreise im Bahnhof nichts davon.

Während ich mich um eine neue Mittelschullehrerstelle umseh, wurde ich 1944 zur „Polizei als „Stadtwachmann“ einberufen. Als solcher musste ich bei Fliegeralarm das „Ausländergefängnis“ bewachen, von Zeit zu Zeit eine Nacht „Polizeiwache“ machen, und einmal mit das „Fremdarbeiterlager“ durchsuchen. Dann wurde ich im August zum „Unternehmen „Bartold““ eingezogen, wobei wir in Zeippen bei Guhrau Stellungen bauen mussten, aber bald wieder entlassen. Als mir in Oberschlesien Mittelschullehrerstellen angeboten wurden, erhielt ich beim Eintritt den Bescheid, dass im Grenzland keine Lehrer mehr eingestellt werden dürften. Man wusste also wohl, dass das Land bald verloren sein würde.

|                             |                |
|-----------------------------|----------------|
| Institut für Zeitgeschichte |                |
| ARCHIV                      |                |
| Akt. 3793/67                | Best. Z 5 1859 |
| Rep. —                      | Kat.           |

Am November 1944 wurden wir, wie schon im September angekündigt, zum „Volkssturm“ eingezogen. Diese Maßnahme hatte Hitler den Moskowitern nachgemacht, wo im November 1941 die „Volkswehr“ gegründet wurde (festgelegt durch Deborin, „Der zweite Weltkrieg“ und durch das Buch „Die Schlacht vor Moskau“ und durch das Buch „Der große vaterländische Krieg der Sowjetunion“). Nachdem wir zu einer Besprechung im Wilhelmshof gerufen worden waren und einige Tage in der Füsilierkaserne geübt hatten, spülten und an einem Sonntage in Lindenbusch Schiessübungen gemacht hatten, sollten wir weitere Befehle abwarten. Da begann die große Offensive im Osten. Als ich am 20. Januar 1945 nach Danzig reisen wollte, um eine Mittelschullehrerstelle zu übernehmen, erfuhr ich in Breslau, dass der Verkehr bereits gesperrt sei, und ich wieder zurückkam. Züge verkehrten nicht mehr fahrplanmäßig, sondern nach Bedarf, da sie zur teilweisen Evakuierung Breslaus dienen sollten, die bereits im Gange war. Die Menschen erklärten alles das ist der Untergang des Abendlandes nach Spengler und „Der Führer hat die Heil- und Gebärde betriebe“, was sollen wir nun mit den vielen Kindern anfangen, sie verhungern uns alle“. In Liegnitz waren schon vorher Flüchtlinge aus der Gegend und Militärs irgendwo eingetroffen. Nach wenigen Tagen wurde Weitertransport aller in Liegnitz weilenden Flüchtlinge befohlen. Dann begann auch hier die Evakuierung. Meine Mutter fuhr in einem Auto, das der in demselben Hause wohnende Postbeamte Major Lau zum Abtransport seiner Familie bereitgestellt hatte, auch aus Liegnitz weg und konnte einen großen Teil seiner Filmarchive, das ich genau 10 Min. vor 12 aus dem Banksafe noch hatte holen können, in einer Koffertasche mitnehmen. Die bei uns weilenden Flüchtlinge (Lage aus Liegnitz) hatten schon vorher in einem Auto Liegnitz verlassen. Wir mussten nach Kirschwitz gehen und „Verkehrssperren“ errichten, d.h. die Daichseln von Kastenwagen absägen und diese quer über die Straße stellen. Wir sahen hierbei, dass noch eine Menge Flüchtlinge zum Teil mit Kastenwagen, durchzogen, eine Frau rief uns zu, dass auch eine Kolonne aus der Trachenberger Gegend dabei sei, in deren einem Wagen die Kesseler waren. Aus eingefangenen Transport, zum Teil zu Fuß, zum Teil im Güterauto kam durch. Auch trieben mit Militärgewehren bewaffnete Hitlerjungen große Herden Vieh nach Liegnitz und weiter nach Osten. Ein Ochse lag zusammengesunken auf der Straße, der, als wir zurückgingen, von Fleischern abtransportiert wurde. Mehrere tote Pferde lagen in Straßengraben. Das Dorf war von Bewohnern schon geräumt, nur einige Männer waren noch da, das Vieh aber noch nicht abgetrieben. Es wurden an den nächsten Tagen Extrazüge bereitgestellt, und wir Volkssturmmänner mussten für die Evakuierten als Gepäckträger eintreten, wobei wir immer Fragen mussten, „woher und wohin“ auf dem Bahnhofe war auch eine Scharbatschjadutsche, die uns fragten, wohin sie sollten. Diese wurden dann von Artelfunktionären weitergeleitet. Die Sonderzüge, wie auch alle Züge Richtung Berlin, beförderten die Reisenden unentgeltlich. Einmal hatten wir auch einen im Mühlgraben ertrunkenen Volkssturmmann, aus dessen Ärmeln hervorging, dass er aus Wehlen stammt, müssen zum Friedhofe schaffen. Dabei sahen wir, dass auf der Katzbachbrücke ein Straßenzugbahnwagen quer über die Straße gelegt war. Dann mussten wir, als am 8. Februar keine Sonderzüge mehr bedient wurden, Munition ins Polizeirevierfeldstraße schaffen. Dabei sahen wir, wie Polizisten Gewehre zerhackten. An diesem Tage erfolgte Mittags ein Fliegerangriff. Wir mussten in den Keller der Ritterakademie. Am folgenden Tage erfuhren wir, dass die Russen Liegnitz erreicht hatten. Wir wurden in die Ritterakademie beordert, ich selbst nach der Brauerei geschickt, noch Waffen zu holen, was mir auch gelang, obwohl in den Straßen bereits Geschosse einschlugen. Eine Frau liess mich von der Straße einen Koffer holen (bei der Brauerei) sie selbst fürchtete sich. Von der Ritterakademie wurden wir auf die Witschenstraße befohlen, wo aus dem Stabsgebäude gerade die Akten ausgeräumt und auf Wagen abtransportiert wurden. Dort wurden wir in 2 Gruppen eingeteilt. Ich kam zu der, die die Füsilierkaserne verteidigen sollte (Kaysauerstraße). Wir sahen noch, wir sahen noch, wie immer noch Flüchtlinge, teils mit Motorfahrzeugen, teils mit Pferdewagen, teils zu Fuß, Liegnitz verließen (Richtung Geläberg). Wir hatten noch erfahren, dass in Breslau die Selbstmorde erschreckend zugenommen hatten. Das war auch schon erzählt worden, als sich an einem Novembersonntage Liegnitzer und Breslau

Unternehmen, „Bartold“ in der Gegend von Deutsch Lissa trafen (westlich) und gemeinsamen Stellungen aus hoben. Meine Frau, die wie wir jetzt erfahren schon mehrere Male in der Kaserne schlief, hatte, wie das jetzt viele Frauen taten, Männerkleidung angelegt, und versorgte mittags und abends mit Essen. Bekleidungskassier stand offen, so dass, wer etwas brauchte und Passendes fand, versorgen konnte. Wir fanden noch eine Menge Gewehre und Patronen, wovon wir mitnahmen, was wir tragen konnten. Wir sahen noch, wie ein Zug von Goldberg kam, der aber auf dem Bahnhofs in die Hände der Russen fallen musste, da dieser bereits von ihnen besetzt war. Soldaten waren noch 2 da, die ein Mikrophon bedienten. Ein Teil der Männer legte sich am Abend schlafen. Die 2 Soldaten waren jetzt nicht mehr da. Da, gegen 22 Uhr grosser Alarm. Wir hörten die Rufe ausser: „Steil, Hände hoch“. Wir griffen zu den Gewehren und schossen am Saum entlang, auch aus den Fenstern schossen wir. Für kurze Zeit war es ruhig. Dann erhielten wir die Nachricht, dass die ganze Stadt in den Händen der Russen sei, und wir in Richtung Goldberg fliehen müssten, wollten wir nicht in die Hände der Russen fallen. Zwei Kameraden waren durch Gegenschüsse verwundet. Wir mussten sie in der Kaserne auf ein Bett legen und zurücklassen. Zwei Kameraden, die zu einem Ausgang befohlen waren, kehrten nicht zurück. Wir zogen den obendauer Weg weiter und sahen noch das Mitternachtsfeuerwerk, das die Russen auf der Siegeshöhe veranstalteten. Noch mehrmals blickten wir rückwärts und sahen in der Stadt grossen Brande aufflammen. In der Werkstätte, die wir leer fanden, machten wir halt. Nur in einer Stalle grunten noch Schweine. In einem Raume, der nur ein Fenster hatte, legten wir uns nieder und warteten den Morgen ab. Unser Anführer, der Führer Heinicke aus Eisenhof verstaute hier seine SA-Uniform und liess die Panzerfäuste entschärft zu rück. Jetzt bemerkten wir, dass wir unsere jüngsten Kameraden, der noch unter 18 Jahren war, verloren hatten. Auch die Frau aus der Kaserne war nicht mehr bei uns. Dann kam noch ein Frau aus Liegnitz, die erzählte, dass wir etwa 30 Russen getroffen hätten. Wir hatten ja im Dunkeln niemand sehen können. Als wir obendau erreichten, trafen wir noch Soldaten, denen wir uns vorstellten. Wir erhielten etwas Essen und einige Stunden Ruhe. Dann wurden wir befohlen, nach Kobelsdorf zu ziehen und uns einem Sanitätspflegerzuges unter Hauptmann Lertsch anzuschliessen. Der Kamerad, den wir verloren hatten, war in obendau wieder zu uns gestossen, wurde aber einem anderen Zuge zugeteilt. In Kobelsdorf, das von Bewohnern bereits geräumt war, erhielten wir etwas Essen und Nachtlager. Am Tage darauf wurden auch obendau und Kobelsdorf von Militär geräumt. Beim Abzuge wurde noch ein auf dem Feld liegender verwundeter herübergeholt. Wir mussten weiter über Kosendau nach Nchlitz. Untenwegs erlitt ein bestauntes Schaden und musste gesprengt werden. Wir sahen noch viele Flüchtlinge mit Pferdewagen zerstreuen. Ich selbst musste mit einem Kameraden auf einer Anhöhe Beobachtungswache machen, nachdem man mir mein Gewehr genommen und dafür ein italienisches gegeben hatte. Am Abend hiess es jedoch, wir müssten weiter nach Solfsdorf, auch Nchlitz sei nicht zu halten. Jetzt rüsteten die Bewohner auch hier sich zur Flucht, nachdem die Frauen Männerkleidung angelegthatten. Am Abend wurde das Licht Richtung Goldberg abgetrieben. Wir zogen in der Nacht nach Solfsdorf, wobei wir beobachteten, dass es vielerorts brannte. Bewohner waren in Solfsdorf noch da. Sie gaben uns eingelegte Früchte. Licht gab es noch. Dann aber hiess es, wir müssten nach Konradswaldau weiter. Hier wurden wir in der Burg untergebracht. Die Bewohner öffneten uns die Speisekammer und sagten: Esz, soviel ihr wollt von den eingeleagten Früchten. Hier erhielten wir aus von gesprengten Soldaten zurückgelassenem Gepäck noch einiges, um unsere Ausrüstung zu ergänzen (ich ein Paar Schuhe und einige Taschentücher). Da kam in der Nacht der Befehl, wir müssten weiter nach Reichswaldau, wohin ich auf einem Pferdewagen mitfuhr. Nachdem wir den Rest der Nacht etwas Ruhe gehabt hatten, mussten wir am folgenden Tage Maschinengewehrmunition gürten. Am Abend erhielt ich den Befehl, auf einem Wagen, den ein gewisser Ruchert kutschierte, als Beifahrer Ausrüstung nach Solfsdorf zu transportieren. Am Abend erreichten wir Konradswaldau (Beginn der Dunkelheit). Jetzt traten auch hier die Bewohner die Flucht an. Der Frauen beabsichtigte sich eine sonderbare Stimmung. Sie legten Männerkleidung an, verloren alle Scheu vor Männern, wurden gegen Steinwürfe zutraulich. Wir verabschiedeten uns von den Bewohnern mit der Versicherung, dass es kein Wiedersehen mit der Heimat mehr geben könnte.

Dann übernachteten wir in einem Hause, wo schon Soldaten Quartier genommen hatten, vorher hatten wir etwas Abendessen erhalten. Am Morgen ging es in Richtung Wolfsdorf weiter. Wir sahen, wie die Wolfsdorfer im Wald Blockhäuser errichtet hatten, in denen sie sich jetzt aufhalten wollten. Wir begegneten einem 70-jährigen Mann, dessen Gesicht tiefblau geschwollen war. Er erzählte, dass er von den Russen mit Äxten bearbeitet worden war, bis er bewusstlos niederfiel und für tot gehalten wurde. Als er erwachte, lag er zwischen Toten, während keine Russen mehr zu sehen waren. Er wäre daher aufgestanden, um sich Richtung Wolfsdorf durchzuschleichen. In Wolfsdorf angelangt, erfuhren wir, dass wir nicht zurückkehren, sondern dort "vereinnahmt" und eingesetzt würden. Wir bekamen Quartier in einem Hause, wo schon einige Soldaten lagen, denen eine Genesensfrau, wie dann auch uns das Essen bereitete. Sie trug Männerkleidung und schlief auf einem Sofa in einem Zimmer, wo die ganze Nacht ständig Männer durchgingen. Wir lebten ziemlich gut, da einige zu Hochgeliebene Schweine und Kinder geschlachtet wurden und auch reichlich Zucker und Kakao noch vorhanden war... Ein Teil der Bewohner war bereits geflüchtet, in den nächsten Tagen zogen die letzten ab und das Vieh wurde abgetrieben. Eine Kuh, die abgewirrt war, konnte eingefangen werden und wurde im Stall untergestellt. Sie wurde regelmäßig gemolken. So waren auch mit Milch versorgt. Elektrizität gab es nicht mehr, da das Schalthaus zerstört war. So musste die Lampe, die das Gas in der Kasse leitete, mit der Hand betätigt werden. Wir belieferten den Leichterstand, der sich in den Bergmannsbaracken auf Goldberg befand, mit Verpflegung und Munition. Der Offizier fragte mich, ob er den Richtern, von dem aus die Einsicht zum Gefechtsstand war, abzuschließen sollte. Ich aber lief von der Beschädigung des Kunstdenkmals ab. Ich traf im Quartier mit 2 Dozenten zusammen, von denen der eine aus der Kaserne, der andere aus der Kaserne war. Der eine war im Vorwerk Vikarierhof gefangen genommen worden, konnte aber in der Nacht wegkriechen und Wolfsdorf erreichen. Aber die Uniform sah übel aus. Ich musste sie teilweise reinigen. Der andere war gefangen in einem Motorfahrzeug nach Goldberg transportiert und in einem Hause untergebracht worden. Er konnte aber unter Benützung von Keller- und Bodendurchbrüchen und über Dächer in ein weit entferntes Haus gelangen und von dort die Treppen hinauf auf die Straße. Von hier schlich er sich unbemerkt nach Wolfsdorf. Im Quartier waren auch 2 Waffenmeister, die

Waffen reparierten. Einmal mussten wir die Nacht über mit Pferd und Wagen beim Gefechtsstande bleiben. Einmal hatten wir auch Granatwerfermunition in ein einzelnes Haus auf Haesel zu geschafft, wohin wir vorher irrtümlich Karabinermunition transportiert hatten. Auf der Fahrt wurden wir beschossen, aber auf die große Entfernung nicht getroffen. Hingegen wurde der Telephonapparat beim Quartier durch einen Gewehrschuss beschädigt (sonderbarer Zufall). Wir mussten noch einen großen Kessel aus der Bergmannsbaracke in das Haus schaffen, um den Kichenbetrieb zu beschleunigen. Ein Pferd zeigte ansein eine Schwellung, so dass ich als Zoologe befragt wurde, was für ein Leiden das sei und wie es behandelt werden sollte, konnte aber keinen Rat geben, da es viele sich so zeigende Leiden gibt. Am folgenden Tage hieß es plötzlich, "Wolfsdorf wird aufgegeben". Wir zogen in der Nacht langsam nach Hermsmannswaldau, wo wir vor dem Gute stehenbleiben mussten, erst nach langem Warten wurde Einfahrt befohlen. Hier blieben wir dann den Rest der Nacht, den folgenden Tag und folgende Nacht, wo wir einmal schlafen konnten. Hier traf ich die Waffenschiede wieder. In der Schauseune fanden wir drei eckgläser Leberwurst und ein Brot, was wir alles mitnahmen. Dann zogen wir nach Reichwaldau, was auch von den Bewohnern bereits geräumt war. Unterwegs fand ein junger Bursche ein Gewehr (Karabiner) was ich jetzt statt des italienischen benutzen wollte. Wir bekamen in einem Hause, wo wir noch reichlich Einlegegläser mit Obst fanden, Quartier. Hier fand ich auch ein feines Stümpfen und Unterhosen, die noch frisch waren. Ich aber wurde auf Gefechtsstand nach Karadwaldau beordert. Als ich mich hier nach einigen Tagen erkältet und im Revier vorgeprochen hatte, wurde ich zuerst wieder nach Reichwaldau geschickt, wo ich die Wolfsdorfer Kameraden noch einmal traf. Hier blieb ich den Tag und nach die Nacht, während der ich ein

25-1859-7

Hier blieb ich den Tag und noch die Nacht, während der ich einige Stunden wache stand. Dann wurde ich nach Schönau in Marsch gesetzt. Hier wurde ich einem neuen Kommando zugeweiht und nach kurzer Ruhe beordert, mich mit einem gewissen Alner (aus Bohlau) zusammen nach Röversdorf zu begeben. Wir kamen an der Wasserburg vorbei und sollten an der Minensperre in der Ketzachtalenge beim Willenberge wache stehen. Wir bekamen Quartier in einem schon verlassenen, aber in der Einrichtung noch unverdorbenen Hause. Nun musste ich gerade an der Stelle wache stehen, wo es meine Ähnen mütterliche-seits zur Überwachung der Kaufleute taten. Wir sollten Menschen, Tiere, die sich auf die Weinfelder zu bewegen suchten, niederschliessen. Wir sahen noch einen Viehtrieb vorbeikommen, auch einige Getreide- und Mehltransporte aus Mankirch. Wir erfuhren von Menschen, die aus Mankirch kamen, dass die Wasserburg, in der Breslauer Archive und Bibliotheken untergebracht waren, von den Russen in Brand geschossen worden war. Nach einigen Tagen konnten wir nach Schönau zurück, wo ich mir von einem Schneider meinen Mantel, von dem ein-mal ausgelesen und meine Jacke ausbessern liess. Ich traf auch einen Liegnitzer Kameraden, Renner wieder, der bis zu unserem ersten Eintreffen in Reichswaldau mit uns war. Hier gab es noch Strom und Wasserleitung funktionierte noch, so dass wir baden und Wäsche reinigen konnten. Im Schlafraum ging zwar das Licht nicht, weil der Schalter entzwei war, ich konnte aber den Schaden schnell beseitigen. An den Häusern hingen überall Plakate, „Wer plündert, wird erschossen.“ Nur kurz wurde der Aufenthalt in Schönau, dann wurden wir wieder nach Reichswaldau befohlen, um an der Front Stellungen zu bauen. Wir bekamen in einem Bauernhof Quartier, ein Teil im Hause, ein Teil im Stalle (dazu gehörte ich). Noch einmal kamen die Dorfbewohner, um zurückgelassene Lebensmittel zu holen (Getreide, Mehl). Beim Wege nach Reichswaldau fand ich eine Lederhülle für eine kleine Feuerwebrant, beim Durchsuchen der Keller in einem Keller die zugehörige Ant, die mir dann gute Dienste leistete. Einmal mussten wir auf den Sarberg, einmal nach Haschenhofmunition bringen. Nachdem wir tagelang gearbeitet hatten, wurden die Kameraden (Holz, Folke) durch Granatwerfer getötet, während ich Balken hinauftrug. Das Militär bestand grösstenteils aus Nationalisten, die beim Vorbringen der Russen in Ostland mit den deutschen Truppen zurückgingen, und nicht wussten, falls sie überlebten, wohin sie nach dem Siege sollten. Ein estnischer Leutnant borgte mir einmal sein Pferd, dass ich wieder einmal das Reiten probieren konnte. Wir hatten erlebt, wie ein Gefährt in Brand geschossen wurde. In den Häusern sahen wir grosse Teebündel hängen (Linze, Kamille, Rosinfern, Schafgarbe, Johanniskraut, Thymian, Tausendgulden, Sattich, Lungenkraut). Wir sahen hieraus, dass in Gebirgs-dörfern bei Krankheiten Krüden-weiber noch Ärzten vorgesogen wurden. Auch war in fast jedem Hause ein grosser Glasechrank mit vielen kleinen Glas- und Porzellanvassen. In Kellern waren noch grosse Vorräte Sauerkraut und Zuckerrüben. Nach vielen Tagen konnten wir nach Schönau zurück, nachdem wir uns einmiste hatten vorstellen müssen. Wir bezogen unser altes Quartier. Noch einmal mussten wir nach Reichswaldau, einen Tag arbeiten. Dort hatten wir einige Geschmittel und saubere Unterhosen gefunden, die uns jetzt gute Dienste leisteten. Wir hoben auch bei Schönau Stellungen aus und exercierten in einer vorläufigen Ziegelei. Einmal zeigten Hitlerjungen in einem Hause Bedienung von Maschinengewehren. Jetzt wurden auch die Gendarmen, strengen Miter des Gesetzes zutänlich. Sie schritten nicht mehr ein, wenn Volkstunmänner sich in geräumten Häusern mit Hebenmitteln oder Kleidung versehen, erklärten auch wir verhaften keinen mehr als Defätisten, Spion, Verräter, Deserteur, es geht ja doch zuende. Einmal sah ich noch Luchert, der mit einer Ladung hierher gefahren war. Einmal mussten wir Getreide in der Fühle abladen. Wir hörten noch, dass Familie-eigel aus Liegnitz sich in Kauffung aufhielt. Anführer war bisher ein gewisser Nikolaus gewesen, der mit einem Ellguth eine Zeitlang die Steinsauer-Oberbrücke verteidigt hatte. Jetzt trat ein gewisser Nickchen an die Stelle. Wir waren in Reichswaldau auch noch einmal mit den Kameraden aus Wolfedorf, denen wir Granatwerfermunition gebracht hatten, zusammengetroffen, die auch von Wolfedorf dahin verlegt waren. Wir erfuhren, dass die Frauen aus Buchthausener nach Goldberg transportiert werden waren. Ein Kamerad hatte die Diva-Kyigittelm sykan deren Strafe ungefähr ablief, so dass hier Entlassung erfolgte. Frau Helm soll nach Moschen geflohen sein und verwehll seither. Man nimmt an, dass sie nach nach Amerika gegangen ist, weil der Name in einer Kasualie-Liste stand. Nach vie-

Wir fanden auch zahlreiche russische Flugblätter, die auf die Sinnlosigkeit  
weiteren Widerstandes hinwiesen. Hitler treibe die Soldaten doch nur in den Tod.  
Man sollte zu den Russen übergehen. Hier würde man Aufnahme und Verpflegung  
finden, verwundete ärztliche Hilfe. Ein zweisprachiger Passierschein war den  
Blättern angehängt. Nach einigen Tagen wurden wir jedoch nach Hermannswaldau be-  
fohlen, wo wir wieder in gute Unterbringung wurden. Hier war Familienangehörige wohnen  
geblieben. Die gute alte Frau gab uns oft etwas Milch von der Lige und  
kochte uns Mehrraben, von denen ein kleiner Vorrat noch da war und auch Sauer-  
kraut, von dem wir ein volles Fass in einem zerstörten Hause fanden. In einer Stu-  
be waren auch noch Bücher, in denen wir manche lasen. Ein Teil der Kameraden war  
im Forsthaus untergebracht, unter denen auch Zimmerling. Auch hier kamen diese  
Wehner, die sich in Treckenbach aufhielten, noch ein paar mal die Heimat besuchen.  
Frauen auch hier in Männerkleidung. Auch wurde aus der Scheune noch mehrmals Ge-  
traide abgeholt. Wir mussten wegen Feindsicht die Stellungen während der Nacht  
bauen. Ab und zu erhielten wir auch Besuch von Soldaten. Hier lagen in russischer  
Sprache gedruckte gelbe Flugblätter umher (wohl amerikanische), die für 1945/46  
ein sehr weitestgehendes der Russen, für 1948 erneuten Krieg gegen Russland, in  
den Russland überfallen werden würde, ankündigten. Wie wir später aus russ. Bücher  
erfahren, hatten die Russen tatsächlich damit gerechnet (1948 kamen auch russ.  
Funkberichte, und auch 1947 schon, mit dem Inhalt, Deutsche, ihr glaubt nicht,  
wie nahe der neue Weltkrieg ist). Auch Kineverführungen wurden mit dem Aus-  
ein geleitet. Es kam aber, wie wir ja erlebten, nicht dazu. In Hermannswaldau wurde  
trotz dem zweifellosen Zusammenbruch Hitlers Geburtstag noch gefeiert. An den  
Häusern hingen hier Plakate mit dem Inhalt, auch Kinder, der Bolschewist greift  
nach euch, fliehet rechtzeitig. Denkt an die Brutalität der Sowjets bei der Arbeit  
sehen wir immer das von den Russen veranstaltete Grossfeuerwerk. Von Hermannswal-  
dau kamen wir nochmals einen Tag nach Schönau, wo wir baden konnten (jetzt in  
einem öffentlichen Bannbade). Dann ging's nochmals einen Tag nach Hermannswaldau,  
dann wieder nach Schönau. Hier gab es immer noch Wasser und Elektrizität, wah-  
rend das in Dörfern nicht mehr war. In Schönau war ich noch mehrmals mit den  
Waffenschmieden zusammengetroffen, die mir auch einmal die Schreibmaschine zum  
Schreiben einer Karte hergaben. Auch hatte ich noch einmal Algen bewacht, der in  
einem besonderen Hause jetzt quartierte. In einer Militärwattlerai hatte ich mir  
Rucksack und Dokumententasche reparieren lassen. Am folgenden Tage zogen wir  
weiter durch mehrere Dörfer nach Süssenbach. Unterwegs beobachteten wir, wie die  
Dorfbewohner Kastenwagen und Plateauwagen durch Anbringen von Seiten u. Vorder-  
u. Hinterränden und Bedachung in geschlossene Wagen verwandelten. Süssenbach war  
von Bewohnern bereits geräumt. In dem Gehöft, wo wir Quartier nahmen, war aber noch  
eine Frau geblieben. Hier gab es noch Strom, so dass wir Nachrichten hören konnten.  
Wir waren unbewaffnet, da wir die Gewehre in Schönau hatten abgeben müssen. Hier  
hoben wir wieder Stellungen aus. Nur wenige Tage waren wir hier, dann mussten wir  
weiter in ein Dorf im Masse des Rebsthalener Spitzberges. Doch hier waren wir nur  
2 Tage, dann mussten wir wieder nach Süssenbach. Auch hier fanden wir während  
der Arbeit zahlreiche Flugblätter desselben Inhalts wie bei Schönau. Wir glaubten  
nicht, wenigstens nicht, was den Inhalt der Passierscheine betraf. Wir hatten von  
aus dem Krieg gekommenen Kameraden erfahren, dass dort 2 Frauen in der Kirche ans  
Kreuz genagelt worden waren. Die Nacht mussten wir in höchster Alarmbereitschaft  
sein. Wir wussten jetzt, dass ein Teil der Kameraden aus Militisch, ein Teil aus Hay-  
nau, ein Teil aus Kunalau und aus Goldberg stammte. Die Haynauer hatten keine Evaku-  
ierungszüge bekommen und waren im Richtung Goldberg-Schönau geflohen, wo die  
Volkesturmänner blieben, während Frauen, in der durch Sudetenland weiterzogen.  
Endlich erfahren wir Hitlers Tod, Mussolinis Tod, Antritt der „Regierung Bonits“  
und Kapitulation. In Süssenbach war ich einmal bei Kaufmann Senke aus Goldberg gewe-  
sen, der mir Bratker Toffeln und Kakao zurechtmachte. Senke war in einem andern  
Hause untergebracht. Wir wurden beordert, zunächst nach Herbisdorf in der Nacht  
zu ziehen. Unterwegs sahen wir, wie die Gemeindevorsteher die Gemeindepapiere ver-  
brannten (wie auch schon in Hermannswaldau geschehen hatten). Ein Gastwirt auf der Pass-  
höhe, mit dem ich sprach, floh nicht, wollte bleiben. In Herbisdorf, wo wir in der  
Nacht ankamen, erhielten wir einige Stunden Ruhe in einem Gasthause, dann Entlassung  
papiere, Abschiedsgeld, Abschiedsverpflegung. Dann legten wir, so weit es nicht  
schon geschehen war Zivil an. Morgens zogen wir nach Hirschberg

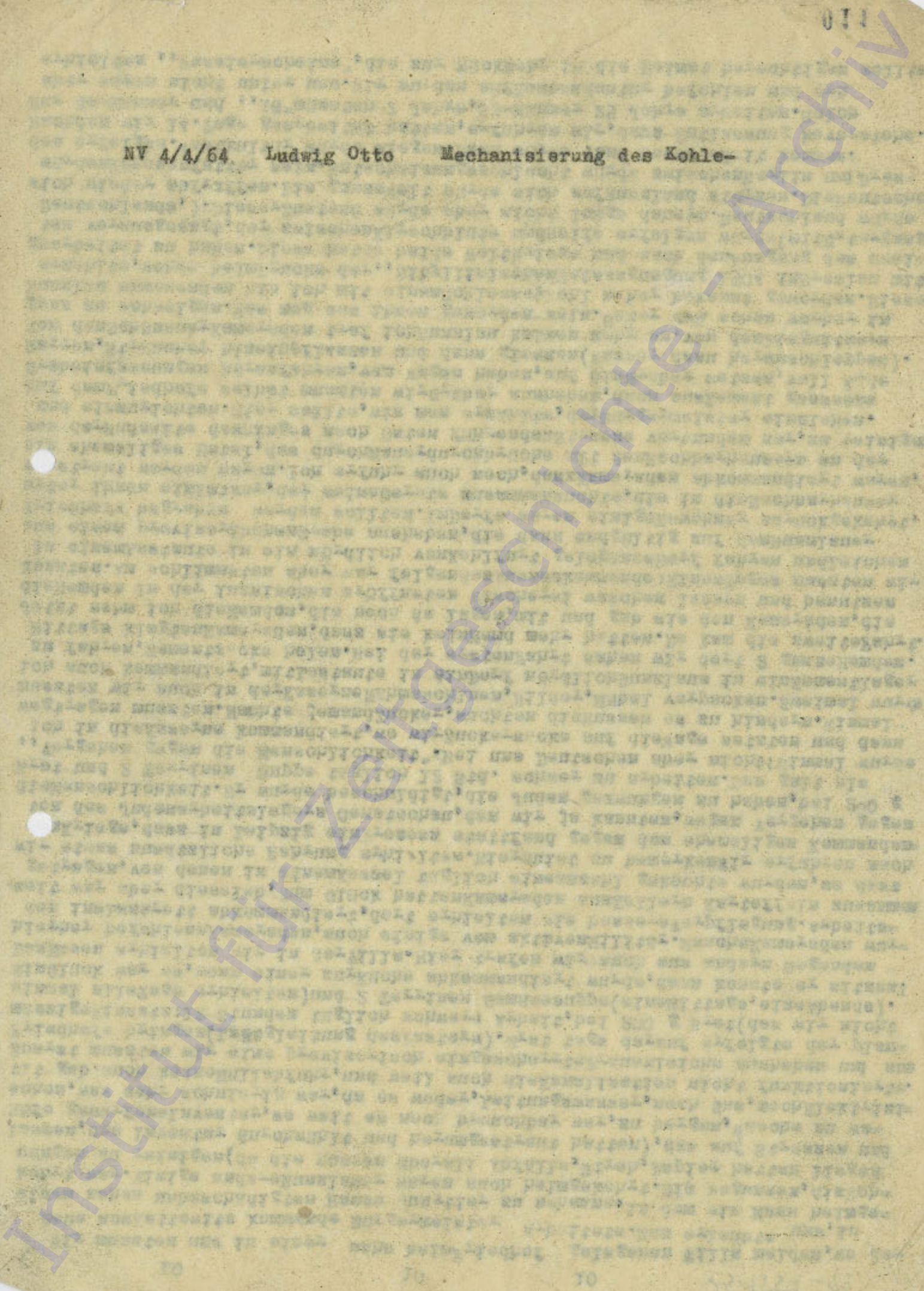
Morgen zogen wir nach Hirschberg. Unterwegs überholte uns eine Menge zurückgehende Militär. Auch ein Reitpferd, dessen Sattel heruntergerutscht war, kam angetrabt, stürzte und wurde von Soldaten aufgerichtet. Die Stadt war schon zum größten Teil von Bewohnern verlassen. Wir wollten durch Zäckental, Sudetenland zur Elbe und zu den Amerikanern ziehen. Von der Stadt bewegte sich auch noch eine Menge Soldaten und Flüchtlinge die Straße entlang, dass man kaum vorwärts kam. Auch ein Auto mit Franzosen überholte uns. Am Abend erreichten wir Schreibau, hier baten uns Flüchtlinge, deren Pferdewagen in den Straßengraben gerollt war, um Hilfeleistung. Unser östlicher spannte die Pferde aus und half mit denen, den Wagen herauszuziehen. Unterwegs hatten wir noch einmal auf Burg Kynast, die in heller Sonne lag, blicken können. Gegen Morgen kamen wir an Jakobstal vorbei, wo sich uns 2 ehemalige Soldaten anschlossen, deren einer mir etwas Kalbsbraten gab. Danach warf unser Führer die Waffen weg, nachdem sie unbrauchbar gemacht waren. Gegen Abend erreichten wir Polau, wo er noch die Schreibmaschine wegwarf. Hier sahen wir Winder, die sich Helme aufsetzten und eine tschechische Fahne und Revolver an der Seite. Doch wurden wir von den Russen eingeholt. Wir beratschlagten jetzt, was zu tun sei, sollten wir in die Heimat ziehen, sollten wir uns einer Behörde stellen, sollten wir weiterziehen. Wir entschieden uns für das letzte. Wir nahmen Quartier in einem Hause, wo wir die Soldbücher verbrannten. Tags darauf zogen wir Richtung Ablenz. Russen nahmen vielen Kameraden die Uhren weg. Dann aber blieben wir eine Zeitlang unbehelligt. Die Straßen waren jetzt leer von Flüchtlingen. Am Abend erreichten wir Aicha, wo wir im Freien übernachteten mussten, weil dort sehr viele Tschechen waren. An vielen Häusern sahen wir tschechische Fahnen, auch unterwegs schon, oder die Buchstaben „CSF“ und rote Fahnen, die man als ehem. Naziflaggen erkannte, denen man das Fakenkreuz abgetrennt hatte. Unterwegs nahmen dann Russen einen unserer Wagen ein Pferd weg und gaben dafür einen Hengst, dem aber ein Hufeisen fehlte. Wir konnten aber bald in einer Schmiede den Schaden ausbessern lassen. Beim Zuge stießen noch andere Kameraden zu uns. In Sudetenland bot sich ein ganz anderes Bild als in Schlessien. Bewohner waren nirgends geflüchtet. Zuweilen erhielten wir Lebensmittel, aber die Bewohner wollten kein mehr nehmen, das ja doch keinen Wert mehr habe. Vierlerorts standen auf den Straßen zurückgelassene Autos, Motorräder, Feldküchen, Automobile. Stellenweise lag an Straßen Haufen Militärwäsche, Schuhe. Wir konnten hier einigen Ersatz für zerrissene Strümpfe finden. Auch Einwohner suchten zuweilen brauchbares heraus. Vereinzelt lagen auch Revolver, Handgranaten, Panzerfauste umher. Sehr oft sahen wir auch Haufen Postwertzeichen, Postpapiere. Auch tote Pferde lagen an den Straßen. Jetzt sahen wir häufig die tschechischen Männer mit der Binde, „Ordnungsdienst“ und Revolver. Wie konnte diese Einrichtung so schnell zustandekommen? Das schloss sich auch ein 17-jähriges Mädchen aus Glogau an. Ebenso begegneten wir wieder Flüchtlingen, die umgekehrt waren, weil von Russen eingeholt. Wir sahen auch Russen viel nach Osten treiben, wo hatten sie das her? Gegen Abend erreichten wir einen Ort in der Nähe von Böhmisches Hirschberg, es war wohl Hühnerwasser. Hier erfuhren wir, dass es nicht mehr möglich sei, zu den Amerikanern überzugehen. Daher entschlossen wir uns, in die Heimat zu ziehen über Deutsch Gabel, Friedland, Heinersdorf, Friedeberg, Greiffenberg. In einem Gehöft nahmen wir Quartier, wir wohnten in einem Hause im Bache. Das Mädchen folgte unserem Beispiel und zog sich, obwohl von Männern rings umgeben, bis aufstehend aus, das es noch vorn öffnete. Während ich beim Militär erlebt hatte, dass Soldaten jedes Mädchen anzulocken suchten, es anfassten und andere Annäherungsversuche machten, tat von den Volksturmmännern dem Mädchen keiner etwas. Leider weiss ich den Namen des Mädchens nicht mehr. In der Nacht schlief es mitten unter Männern, fühlte sich hier sicherer als allein. Am Morgen trennte sich die Karawane. Ich ging mit dem Wagen mit, wo die Goldberger die Sachen hatten, das Mädchen zog mit dem andern, wo der schwarze Hengst war, weiter, um nach Glogau zu gelangen. Wir übernachteten in einem Dorfe, dessen Namen ich nicht mehr weiss, in der Schule, nachdem kurz vorher einige Kameraden, die sich unterwegs angeschlossen hatten, von Russen zurückgehalten worden waren. Wir sahen beim Verbeiziehen noch einmal die Burgen Lamberg, Grafenstein, Friedland, die unversehrt waren. Dann übernachteten wir in Heinersdorf, wo auch eine Flüchtlingsfamilie mit Tochter Quartier genommen hatte. Die Sudetendeutschen erklärten jetzt, nicht deutsche Staatsbürger zu geben zu wollen, nach dem was sie erlebt hatten.

Man erklärte, die Sudetendeutschen hätten nur deshalb für Anschluss anreich  
geworben und gekämpft, um Kriegsgefahr zu bannen, da ja bekannt sei, dass bei  
Neueingliederung von Volksgruppen Krieg erst in der nächsten Generation geführt  
werden kann, da Neubürger sich erst einleben müssten. Nun sei es aber gerade  
zum Kriege gekommen. Am folgenden Tage passierten wir Dörfer Schlesiens, aus denen  
die Bewohner nicht geflüchtet waren. Hier hing ein überall Zettel aus mit dem  
Texte, „Wie zum Eintreffen einer interalliierten Militärbevölkerung ruhig ver-  
halten und Wirtschaft weiterführen. Hier bot sich ein anderes Bild. Zur Hockge-  
lassene Fahrzeuge, Waffen, Haufen Militärwache, Postpapiere sah man hier nicht.  
Inf. Lieberg hielt uns ein russischer Offizier an. Alle Volkswagen unter  
68 Jahren wurden zu Zwangsarbeit ausgesondert, die andere zogen weiter, unter  
ihnen auch Seuke. Wir wurden in einem Gasthausaal einquartiert, wo schon andere  
Volkswagenmänner lagen, zu überwachen. Wir wurden verhört, wieviele Russen wir  
getötet, wie viele Mädchen wir vergewaltigt hätten. Ich musste erklären, dass ich  
gar keine vergewaltigt hatte, das macht man nicht einmal mit Deutschen, von frem-  
den ganz zu schweigen. In Kamerad, der westdeutsche Ausweise bei sich hatte,  
setzte Entlassung durch Stromablieferung, Wasserleitung waren inbetriebe, so dass  
wir Nachrichten hören konnten. Wir andere mussten dann, an Greiffenstein vorbei  
über Greiffenberg nach Luban ziehen, das ziemlich zerstört war. Einestags erfolgte  
dort nicht. Ich sah noch, dass das Dach des Brückenturms infolge Beschuss schiefe-  
stand. In der Stadt hingegen plakate, dass viele Russen zu Arbeit nach Deutschland  
verschleppt seien. Unterschrift Stalin. Wir sollten nach Bunzlau ziehen. Hinter  
Luban konnten wir in einem Dorfe übernachten. Ich sah, dass viele Polen mitze-  
gen (woher kamen diese plötzlich), und wie ein polnisches Kind im Laufen stillte.  
Das Dorf war ziemlich zerstört. Doch konnten wir für die Nacht einige unbeschä-  
digte Räume finden. Aber woher etwas Essen bekommen? Da hörte ein Pole zufällig,  
wie ich sagte das Unglück verdanken wir dem Fahrer. Dadurch war der Pole so gerührt,  
dass er mir einen Koffer Rindbraten mit Kartoffeln anbot, was ich annahm. Ich  
erfuhr, dass der Pole aus einem „KZ“ kam und dass sich im Zuge auch Lodzer Deut-  
sche befanden, die sich als Polen ausgeben und heimkehren wollten. Auch einige  
Schlesische Deutsche übernachteten in der Fe. Beim Weiterzuge zeigten sich auch Fe-  
des Führerwerke. Bald erreichten wir Naumburg, das ausgebrannt und menschenleer war.  
In einer Straßenkreuzung teilte sich der Zug, ein Teil zog nordwärts, einer ge-  
radeaus weiter. Mit dem zog ich mit. Nur änderte sich das Bild. Während wir vorher  
zerstörte Ortschaften passierten hatten, machten jetzt die Dörfer den Eindruck, als  
ob dieser gewartet hätte. Häuser waren meist unbeschädigt, Inneneinrichtung un-  
versehrt, aber alles von Unkraut überwachsen. Gärten, Felder, ja auch Wege und Stra-  
ßen waren von Unkraut überwachsen. Kurz vor Bunzlau wurden wir nochmals angehal-  
ten und mussten in einem Hause übernachten, wo wir bereits mehrere Deutsche an-  
trafen. Kameraden bereiteten uns aus Kartoffeln etwas Abendessen. Am nächsten Mor-  
gen kamen wir nach Bunzlau und wurden in einem Hause, wo eine Ukrainerin Dolmet-  
scherin spielte, gemeldet, dann in den Garten eines Hauses, das früher Behörden-  
sitz war, geführt. Hier sollten wir übernachten und bekauen Erlaubnis, im Keller nach  
Lebensmitteln zu suchen und im Garten Feuer zu machen, auf dem Kartoffeln für  
Abendessen gekocht werden sollten. Auch der nächste Tag verlief ohne Entschei-  
dung. Ein Franzose in der Gasthaus gab mir etwas Ruckebrot und Kaffee. Ich hörte Fran-  
zosen erzählen, sie konnten nicht heimkehren wegen Verkehrsmangel. Das war ein  
Paradies gegen die jetzigen Verhältnisse, als Gefangener unter deutscher Herrschaft  
zu leben, denn als Freier in der jetzigen Anarchie in einem solchen Chaos. Von einer  
nicht geflüchteten Frau hörten wir, dass sie, obwohl über 50 Jahre alt, von 18  
Herren vergewaltigt wurde. Am Abend wurden wir in einer beim Gaststätt einqua-  
tiert. Eine Verkäuferin beorderte Frau machte uns etwas Essen zurecht. Ein Franzose  
gab mir etwas Rindbraten und Brot. Erst am folgenden Tage fiel die Entscheidung:  
Wir mussten einen Militärfriedhof anlegen. Wir trafen noch eine andere Frau, die  
uns etwas Salz gab.

Wir mussten uns in einer nahe beim Friedhof gelegenen Villa melden, wo der neue auskattowitz kommande Bürgermeister arbeitete. Man erlaubte uns, in einem schon unbeschädigten Hause Quartier zu nehmen, in dem ein Mann heimgeliegt war. Einige andere Bunzlauer waren auch heimgeliegt. Sie begannen, die Wohnungen zu reinigen (da die Russen überall Abfälle, Stroh, Papier hatten liegen lassen, das Inventar durchwühlt und herumgestreut hatten), das auf Straßen und Böden geworfene Inventar, so weit es noch brauchbar war, zu bergen, Wasche zu waschen, was sehr schwierig war, da es weder Leitungswasser, noch Gas, noch Elektrizität gab, auch keine Müllabfuhr, und weil auch die Kanalisation nicht funktionierte. Zuerst mussten wir eine provisorisch eingescharrte Franzosenleiche ausheben und zum Friedhofe bringen (in Begleitung des Kommandanten). Erst tags darauf erfolgte der planmäßige Einsatz: 12 Stunden täglich schwere Arbeit, bei 200 g Brot (das wir nicht einmal alle Tage erhielten) und 2 Terrinen Gemüsesuppe (eine Mittags, eine Abends). Ein Glück war es, wenn einer zur Küche abkommandiert wurde, dann konnte er sitzen! Das Essen erhielten wir in der Villa. Hier trafen wir auch aus anderen Gegenden hierher befohlene Kameraden, auch einige vom aktiven Militär. Manche Kameraden wurden ins Lazarett abkommandiert, dort erhielten sie bessere Verpflegung. Arbeitszeit war über die Leibe. Zum Glück hatten Kameraden aus Kellern Kartoffeln zusammengetragen, von denen in einem Kessel täglich eine Anzahl gekocht wurden, so dass wir etwas zusätzliche Nahrung erhielten. Hierzu ist zu bemerken, wir erfuhren nach dem Krieg, dass in Leipzig ein Prozess stattfand gegen den ehemaligen Kommandanten des Judenarbeitslagers Genstein, den wir ja kannten, wegen Vergehen gegen die Menschlichkeit. Er wurde beschuldigt, die Juden gezwungen zu haben, bei 200 g Brot und 2 Terrinen Suppe täglich 12 Std. schwer zu arbeiten. Das galt als „Vergehen gegen die Menschlichkeit“. Bei uns Deutschen aber nicht! Einmal wurde ich in die Kaserne kommandiert, wo wir Zucker, Mehl auf die Waage setzten und dann wegstreuen mussten. Nächste jemand Zucker, suchten die Russen es zu hindern. Einmal mussten wir auch in der Kaserne Nähmaschinen, Bilder, Möbel verpacken. Zweimal wurde ich auch kommandiert, mit Lastauto in ein Dorf nördlich Bunzlau in ein Zementlager zu fahren, Zementsacke holen. Bei der ersten Fahrt sahen wir dort 2 ganzelnde. Mittags klagten Kameraden, dass sie kein Geld mehr hatten. Da kam die zweite Fahrt. Jetzt nahm ich die Kameraden, die noch da lagen, mit und gab sie den Kameraden, die die Hände in der inzwischen eröffneten Waschküche waschen lassen und benutzen konnten. Am schlimmsten aber war folgendes Aussehenkommando: Einestages mussten wir in einem Lastauto in ein nördlich von Köhlitz gelegenes Dorf fahren und Leichen aus einem provisorischen Grabe ausheben, die dann endgültig auf dem Bunzlauer Friedhofe begraben werden sollten. In der Nähe waren einige Bewohner zurückgekehrt, unter ihnen ein Latke, der seine Geräte zusammensuchte, die in die Nachbarhäuser verstreut worden waren. Ich erfuhr auch noch, dass Kameraden abkommandiert waren, ein ehemaliges Hotel, das durch Mauerdurchbrüche mit den Nachbarhäusern an der von der Südseite des Lagers nach Osten führenden Straße verbunden war, zu reinigen und einzugleichen. Hier sollte, wie man erzählte, der Bürgermeister einziehen. Auf dem Friedhofe selbst mussten wir Graber ausheben, dann aus Zement gemauerte Grabeneinfassungen herauffahren, von Wagen heben, auf die Graber setzen, voll Erde karrern, Stäucher hineinpflanzen und dann gießen (Wasser dazu heranschleppen). Von den ehemaligen Kameraden traf ich Bunzlau keinen mehr an, von den Liegitzern ganz zu schweigen. Was man aus ihnen geworden sein. Unter den schon vorher in Bunzlau anwesenden bin ich mit einem Schlosser wohl näher bekannt geworden. Dieser erzählte, schon beim Zucker der „Sibyllinischen Weissagung“ 1904 in Breslau mitgearbeitet zu haben. Diese hatte beide Weltkriege und auch den Ausgang des zweiten vorausgesagt, der zwischen Kirschblüte und Reife erfolgen würde (mit Untergang Deutschlands). Dieser Zustand würde aber nicht lange dauern. Deutschland würde sich wieder aufrufen. Die ganze Welt würde sich auf Russland stürzen. Die Deutsche würden Kanonenfutter sein. Entscheidungsschlacht würde zwischen Berlin und Dresden erfolgen. Westkultur würde siegen. Dann würde eine bessere Zeit kommen. Nachdem wir 14 Tage gearbeitet hatten, erfuhren wir, dass Entlassung bevorstehe. Nur 30 Männer und „10“ mussten 2 Jahre, 30-Männer 25 Jahre arbeiten. Solche aber waren nicht unter uns. Wir wurden auf Kommandantur befohlen und erhielten „Passierscheine“, die zur Rückkehr in die Heimat berechtigten sollte

NV 4/4/64 Ludwig Otto Mechanisierung des Kohle-

*[Faint, illegible text covering the page, likely bleed-through from the reverse side.]*



Bei der Arbeit war noch erklärt worden, wer sich entfernt, wird erschossen, ebenso wer die Arbeit nicht mehr aushält, Krankmelden unzulässig. In Rumlau traf ich auch noch einige Luxemburgerinnen, die im Lager hierher konzentriert waren und nicht hatten heimkehren können. Auch einen katholischen Geistlichen traf ich, mit dem ich öfters sprach. Ich sah noch, wie sich ein St. Om Volk, teils auf der Weg, teils zu Fuß, nach Osten bewegte, während vorher die Straßen ein Zeitlang leer gewesen waren. Es schienen keine Deutschen zu sein. Woher Nationalität waren, woher kamen sie, wohin zogen sie? Ich fand noch einen heimgekehrten Friseur, bei dem ich mich rasieren und mir Haare schneiden liess, der noch deutsches Geld annahm. Dann machte ich mich auf den Weg nach Liegnitz. Bei Entlassung war noch gesagt worden, wer will, fi det in Russland Aufnahme als Arbeiter oder in die „Rote Armee“. Aber keiner meldete sich. Auch wurde erklärt, es sei unzulässig an solchen Einrichtungen wie „Volkssturm“ teilzunehmen. Wir sollten davon fern sein. Für uns lag klar auf der Hand, dass keiner die Arbeit hätte lange aushalten können: zu geringe Löhnung, keine Wäsche zum Wechseln, 12 Std. schwere Arbeit in flutender Sommerhitze ohne erfrischendes Getränk, keine Badegelegenheit, keine Luft. Ich erfuhr noch von Kameraden, dass die Göttsburg ausgebrannt wäre. Jetzt erinnerte ich mich, dass ich in Wolfersdorf von einem Offizier gehört hatte, Kloster Leubus sei gesprengt worden. Auch hörte ich, dass Hitler, bevor er nach Berlin ging, einige Tage auf Schloss Fürstenstein gewohnt habe. Jetzt kam auch wieder ein Strom Flüchtlinge, die heimkehren wollten. In Thomaswaldeu traf ich in dem Hause, in dem ich die Nacht bleiben wollte, bereits eine Anzahl Deutsche an. Eine Frau bereite mir aus Kartoffeln ein kleines Abendessen. Am nächsten Morgen zogen wir weiter und sahen, wie eine grosse Menge Kühe nach Osten getrieben wurden. In der Nähe des Dorfes malkte eine Frau Milch und verteilte sie. Nachmittags mussten wir in einem Dorfe in der Nähe von Göttsburg übernachten. Hier konnte ich mit zahlreichen Heimkehrenden sprechen. Überall sah man dasselbe Bild: Die Dörfer wie durch Pest entvölkert, öder Gärten, Wege von Unkraut überwachsen. Während in Thomaswaldeu die Hausrichtungen in Ordnung waren, waren sie in dem Dorfe, wo wir jetzt übernachteten, durcheinandergeworfen. Auf den Strassen lag oft weggeworfenes deutsches Papiergeld. Überall, bes. in Rumlau und Haynau waren Zettel an die Häuser geklebt mit dem Inhalt (in polnischer und deutscher Sprache) Schlesien und die anderen Gebiete östlich der Oder und Weisze, diese „usslawischen Gebiete“, die den Polen „gewaltsam entzogen wurden“ durch die „Deutschen Imperialisten“, kommen nun endgültig wieder in die Hände der „rechtmässigen Bewitzer“ der Polen. Am dritten Tage wurde Liegnitz erreicht. Unsere Wohnung fand ich von Russen besetzt, die das Inventar zum Teil in den Hof geworfen hatten, die Wäsche benutzt hatten und furchtbar eingeschmutzt mir wiedergaben. In Küche war ein eingepacktes halbes Brot zu. In Nebenhaus waren noch Frau Burkart im Keller und Herr Baumann im 4. Stock anwesend. Frau Baumann verwies mich zwecks Unterkommen auf Frau Willenberg, eine entferntere Verwandte von uns. Die Nacht verbrachte ich in einem leeren Hause, wo ich eine kleine Himbeersuppe fand. Tags darauf suchte ich nach Frau Willenberg und erfuhr, dass man ihr das Haus genommen, sie aber beim Bücken auf dem Dackergange in einer leeren Wohnung Unterkunft gefunden hatte. Dorthin begab ich mich und fand bis zur endgültigen Vertreibung Unterkunft. Es gab es nicht. Strassenbahn fuhr nicht, Masten waren zum Teil umgefallen oder verbogen. Wasserleitung, Stromlieferung, Kanalisation funktionierten aber, so weit die Anlagen in den Häusern nicht zerstört oder ausgeraubt waren. In der Wohnung war noch eine fremde Frau mit 7-jähriger Tochter und ein junger Schlosser, der es in seiner Wohnung (Immelmannstrasse) nicht allein aushielt. Schloss, Haynauer-Torturm, Hauptpost, Friedrichsplatz, die grossen Warenhäuser (isenhandlung Lange, Wolf Schae, Konditor Müller, Reetz, Reimersche Buchhandlung) der gesamte Friedrichsplatz, die Dresdener Bank, Skalitzer Strasse, Grenadierstrasse und die meisten Stockhäuser waren ausgebrannt. Kirchen waren in Brand, jedoch mussten Pastoren Tracht der katholischen Geistlichen tragen. Müllabfuhr gab nicht. Abfälle wurden auf Hübe und Strassen geworfen, wie auch Inventar in von Russen besetzten Häusern. Auch das Haus der Familie Willenberg, Deventstrasse 40 war von Russen besetzt. Die Wohnung meines Onkels, Martinstrasse 37, war noch frei, die Hübel wurde durcheinandergeworfen, wurde aber nach einigen Tagen von Polen besetzt.

Wegen Verpflegung wurde ich auf Marthasheim verwiesen. Hier traf ich auch die Bibliothekarin Fräulein Kämpfe, die hier wohnte, und erfuhr dass die Bibliothek nach Kiew transportiert worden war. Viele Flüchtlinge wohnten hier, auch einige die nach Breslau wollten. Essen erhielt nur, wer hier wohnte oder arbeitete, ich daher nur einmal, als ich mit einem gewissen Herrn Atze in Küstern nach Kartoffeln war, wo einige Flüchtlinge heimgekehrt waren. Dann wurde ich auf die katholische „Gee“ verwiesen, die in der Bäcker- und Raupachstrasse untergebracht war, die nur noch vom Marthasheim aus zugänglich war, wo ich ein paar Mal Essen erhielt. Die ersten Tage versuche ich, den Hof des Hauses, wo wir gewohnt hatten, freizumachen und noch brauchbares Inventar zu bergen. Hierbei geben mir Russen des Nachbarhauses einmal etwas Suppe (einmal Brühe, einmal Knochenfleisch, einmal einen Kübel Suppe, einmal einen Kübel Reis oder Graupen). Einmal fand ich eine Büchse mit prächtigem Ferkelfleisch, was wir aber erst beim Öffnen erkannten, da keine Aufschrift kenntlich war. Durch Zufall traf ich Kunstmalergesellen, der nach Kohle suchte, weil seine Tochter für Waschen Holzmaterial brauchte. Ich verschaffte ihm Kohle, wofür die Tochter meine Wäsche mitwasch. Er wohnte im Hinterhaus des Delikatessengeschäftes Wallstrasse, das aber ausgebrannt war. Im Marthasheim sah ich, wie ein verletzter Mann blutüberströmt ins Marthasheim getragen wurde, er soll auf eine Mine getreten sein. Ich fand in einem Hause eine Büchse Zucker, die ich mit dem Schlessler teilte, wofür er mir einen Teil der in seinem Garten gewachsenen Stachelbeeren gab, so dass ich einmal eine Obstschale hatte. Dann wurden wir von den Polen eingesetzt. Wir mussten einen Tag auf der Goldberger Strasse aufgerissenes Pflaster reparieren, einen Tag die Jauerstrasse kehren, dann auf der Raupachstrasse Wohnungen reinigen und für Poln einrichten, wobei die Festerfrau, die dort gewohnt hatte in letzter Minute einige Sachen mitnehmen konnte (im Hofe fand ich ein Glas Himbeergelee)., dann auch Raupachstrasse 5 (einmal vor dem 1. Weltkrieges Haus der Stadt mit Marmortreppen, Fahrstuhl, Zentralheizung), das „Parteihaus“ werden sollte, und erhielten dabei auch Essen. Dann musste ich mich in einem deutschen Büro (Losterstrasse) melden und erhielt den Auftrag, dem neuen Apotheker in der Johanniterapothek, Goldberger Strasse, das elektr. Licht zu reparieren. Wir erhielten dann in Weissenhaus, Bismarckstrasse, Mittagessen. Da kurz vor Vollendung (eine Lampe war noch anzubringen) erfolgte endgültige Vertreibung. Wir hatten noch gesehen Weissenhaus ausgeräumt, Möbel auf der Strasse, alle Schulen ausgeräumt, Bänke auf der Strasse. Auf den Strassen überall leere Einlegegläser, auch auf Landstrassen und Waldwegen (beim den Autofahrten von Bunzlau aus beobachtet). Auf den Strassen lagen verendete Pferde, zerbrochene Handwagen, Koffer. Zu erinnern noch: In Böhm. Friedland hingen Plakate: Bewohner, bewahrt Ruhe bis Eintreffen des Präsidenten Eduard Benesch, führt Wirtschaft und Lebensmittelrationierung weiter, beteiligt auch an Ordnungsdienst. Und jetzt bet Schlesien ein Plakat, wie es die Historiker für das Ende des 30-jähr. Krieges schildern. Von später Vertriebenen erfuhren wir noch, dass die Polen nach wie vor mit gepackten Koffern bereitstehen, vielleicht noch bis zu Elbe verschieben, und weiter, dass sie Material bis zum Auszerstören ausnutzen: In Liegnitz haben die Polen die Schienen der aufgegebenen (1924) Strassenbahn auf der Grenadierstrasse und sogar die von der 1902 aufgegebenen auf der Ritterstrasse herausgebaut und damit die Bahn auf der Goldberger Strasse verlängert!

Und über die Nazi Herrschaft erfahren wir noch, dass der „Arierparagraph“ nie ernstlich beachtet wurde, nur Nord stand im Vordergrund: Gaulleiter Jordan (Jassau), Heydrich (rag) waren jüdischer Abstammung, Hitler selbst auch (jüdischer Grossvater und er war mit dem Juden Sobelsohn (Sadek) und Davidsohn (in Russland), wie auch mit Bronstein (Frotsky) eng befreundet. Der semitische Professor Ibrahim (Jena) blieb im Amt, und Hitler Liebknecht auch mit anderen fremdvassigen Völker, oft zum Schaden der arischen Völker (Kahn, „Die grosse Verschwörung, Gisevius“, bis zum bitteren Ende, Jerzy Sawicki, „Als wäre Nürnberg nicht gewesen“). Auch war Hitler vor 1914 aus Österreich geflohen, um sich dem Militärdienst zu entziehen, musste aber im Reich sich freiwillig melden, um nicht ausgeliefert zu werden, hat im Kriege zur Meldedienste gemacht, war nie verschüttet oder durch Gas geschädigt, sondern litt Siphylis und daher an progressiver Paralyse. Er liess Schleicher ermorden, weil dieser die Notizen über Hitlers Verhalten 1914-1918 besass und das hätte veröffentlicht werden können. Schleicher war am 30. und 1934 völlig unbeteiligt.

ZS 1859 - 14  
19.1.1967  
XXXXX 48 88 45/46  
No./K.

Herrn  
R i e d b e r g  
  
x41 Dessau-Ziebigk  
Eupener Straße 11

|                             |         |
|-----------------------------|---------|
| Institut für Zeitgeschichte |         |
| Akt. 3793/67                | ZS 1859 |
| Rep. /                      | Kst.    |

Sehr geehrter Herr Riedberg!

Auf Ihre Anfrage vom 31.12. teilen wir Ihnen mit, daß in Deutschland bis zum Ende des 2. Weltkriegs keine Atombomben hergestellt worden sind. Die führenden deutschen Physiker wollten Hitler nicht eine solche gefährliche Waffe in die Hände spielen und verzögerten bewußt und absichtlich die Entwicklung einer Atombombe. Als die Amerikaner 1945 in Deutschland einmarschiereten, fanden sie zwar an einigen Stellen Entwicklungslaboratorien vor, in denen Uran gespalten wurde, aber von einer Atombombe konnte noch keine Rede sein. Daß das Schwerwasser-Werk in Rjukan (Norwegen), welches seit 1940 von der deutschen Wehrmacht besetzt war, durch alliierte Bombenangriffe zerstört wurde, ist richtig. Aber das war nicht der Grund, weshalb eine Atombombe nicht voll entwickelt wurde. Die Amerikaner entwickelten in den Jahren des 2. Weltkrieges die Atombombe mit großem Nachdruck, weil sie der Überzeugung waren, die Deutschen hätten längst die Bombe. Die hochinteressante Entwicklung der Atomforschung ist sehr lebendig geschildert in dem Buch von Robert Jungk, Heller als 1000 Sonnen (das Schicksal der Atomforscher), Scherz Verlag, Bern 1956. Über die unterirdische Fabrikanlage an der Neisse, von der Sie schreiben und über das Schicksal der "Wilhelm Gustloff" ist uns nichts bekannt.

Für Ihren beigelegten Bericht über Ihre Beobachtungen und Erlebnisse beim Volkesturm danken wir vielmals, er wird in unserer Abteilung Zeugenschrifttum im Archiv eingereicht.

Mit den besten Empfehlungen

1.A.

(Frau Dr. S. Noller) 014